

Der Wasserfall

Breit quillt aus eines roten Felsens Spalte,
— Wie wohl aus Wunden Blut —
zu brausendstem Abgrundsturz die kalte,
beheimatete Flut.

Aus unerschöpflich tiefem dunklen Grunde
Strömt's Schwall auf Schwall, herauf,
Wo sich der Fels eine alte Wunde
Immer von neuem auf.

Frida Schanz.

Jürgen Vollwerth

Ein Lebensbild von Felix Burkhardt.

Jürgen Vollwerth hieß der Reiter, der zwei
und ein halbes Jahrzehnt hinter schwedischen
Fahnen geritten war und dann, als man ihm
den Abschied gegeben, den väterlichen Hof aus
Schutt und Asche wieder aufbaute. Jürgen
Vollwerth heißt auch der Bauer, der jetzt
herr auf dem Reutlinghofe ist. Denn es ist
ungeschriebenes Gesetz, daß der Hoferbe Jür-
gen gekauft wird.

Der Reutlinghofbauer ist keiner von den
Jungen mehr. Aber die dreißigjährige Bauern-
jahre haben seinen Rücken nicht krumm bie-
gen können. Und seine Haare sind noch heute
braun wie reife Kastanien im Herbst. Kein
weißes Härchen zeigt sich. Sonne, Wind und
Wetter haben seine Haut gebräunt. Arbeit hat
seine Hände hart gemacht. Um seinen Mund
liegen zwei tiefe Furchen. Der Reutlinghof-
bauer ist einer von der Art, die nicht viel re-
den mögen. Ein paar abgehackte Worte an das
Gefährte, ein halbes Gruß für Fremde, das
reicht für einen Tag. Er regiert mehr mit den
Augen.

Vor dreißig Jahren brachte man sei-
nen Vater aus dem Wirtshaus heim, erschla-
pen im Streit beim Kartenspiel. Da hat er
von dem Tage an den Hof geführt. In Schul-
den bis über die Dachsparren stand der Hof. Er
hat ihn rausgewirtschaftet. Er hat die alte
Scheune und den baufälligen Stall niederrei-
ßen lassen und neu aufgeführt. Die verlotter-
ten Felder hat er in Ordnung gebracht. Dann,
als er fünfzig Jahre alt war, hat er den Hof
seinem Jungen gegeben. Den erschlagen ein
Valken, als Ställe und Scheunen niederbrann-
ten. An die Felder war damals der Bauer.
Seine Schwiegertochter legte sich in den Tod.
Sein Enkelkind lag noch in der bunten Wiege,
als die Dorf Kirchensoldaten den beiden Toten
die letzten Ränge auf den Weg streuten.

Der Hof fiel auf den alten Bauern zurück.
Im nächsten Tag hat er, als wäre nichts ge-
schieden, die Leine an die Arbeit gestellt. Ist
vom Altenhütchen wieder ins Bauernhaus ge-
zogen. Führt den Pflug, gabelt in der Ernte,
hat den Hof wieder aufgebaut.

Der steht nun fester und schöner denn je. So-
bal hat im Vorjahr die Frucht zerfallen. Im
Herbst fiel die Seuche in seinen Stall. Der
alte Bauer hat sich eine Strohkur in den
Stall gemacht und Tag und Nacht beim Vieh
gepflegt.

Jürgen Vollwerth braucht keinen Trost. Er
bittet sich durch. Müde wird er nicht. Und den
Hof fangen Licht er erst nicht. Der Hof
ist da und der Junge. Erst muß er den Hof in
die Hände seines Enkels gelegt haben.

Was dahin wird Jürgen Vollwerth von seinem
Willen getragen, von dem starken, festen Wil-
len, der erst den Menschen zum Mann und
Gottlicher seines Schicksals macht.

Zwei Welten

Schizze von Hedwig Stephan-Hamburg.

„Ganz vorzüglich!“ lobt der Arzt, als er den
Verband abgenommen hat, nicht Frau Jabel
lächelnd zu und geht hinaus.

Nun reicht einen Spiegel, Schwester, bitte.“
Die Schwester zögert, und Jabel betrachtet
sie angstvoll und misstrauisch.

„Wie denn — steht es etwa so schlimm aus?“
„Nur so — steht es etwa so schlimm aus?“
„Nur so — steht es etwa so schlimm aus?“

„Nein, jetzt, jetzt. Ich will sehen, ich will
wissen.“

Ein gellender Schrei zittert durch das stille
Gemach. Und dann ein wehes Stöhnen, das
gar nicht aufhören will.

Die Schwester fühlt, daß landläufige Trost-
worte hier nicht angebracht sind. Aber schließ-
lich neigt sie sich doch über das Lager. „Liebe
gnädige Frau, ich bitte Sie herzlich —“

„Nicht, nicht!“ Jabel wehrt mit der Hand ab.
„Lassen Sie, Schwester, und gehen Sie. Ich
möchte schlafen, wenn ich kann.“

Raum ist die Schwester hinaus, da reißt sie
den Spiegel wieder an sich und studiert mit
grausamer Genauigkeit das blaurote zackige
Feuermal, das die halbe Wange bedeckt.
„Wo das ist aus ihr geworden, aus der lieb-
reizenden, viel gezeigten Frau Jabel?! Ein
häßliches Geispen, von dem sich jeder mit
einem leisen Schauder abwenden wird. Und
so soll sie weiterleben? Kann sie so weiter-
leben?“

Die Pflege ihrer Schönheit hatte bisher
einen großen Teil des Tages ausgefüllt; dann
kommen wichtige Besprechungen mit dem Schnei-
der, ein Besuch, ein Bazar, — und die Abende
reichen bei weitem nicht aus für die Menge der
gesellschaftlichen Pflichten, die einer Dame von Welt
so lästig und so unentbehrlich sind. Und ins-
tändig will man schließlich auch einmal, um
die Operngläser aus dem Parkett auf sich ge-
richtet zu sehen. „Dort — in der Loge — die
schöne Frau Masumissen —“
Das ist nun aus. Alles ist überhaupt aus
für sie.

Von jetzt an spricht sie kaum mehr, nimmt
an nichts mehr Anteil, liegt nur und starrt mit
leeren Augen vor sich hin. Freundliches oder
ernsthaftes Zureden gleitet von ihr ab wie von
glattem Stein, und die Ärzte wissen sich kei-
nen Rat.

— Heute hat Schwester Agathe, die sonst
für Frau Jabel sorgt, einen freien Tag, und
eine andere Pflegerin verliert den Dienst. Ja-
bel hat kaum den Kopf gewandt, als der Arzt
sie ihr brachte; man soll sie in Ruhe lassen,
weiter verlangt sie nichts.

„Kann ich etwas vorlesen, gnädige Frau?“
Man hat ihnen Bücher geschickt.
„Nein, danke, Schwester.“

„Oder vielleicht die Zeitung? Es hat sich
allerlei Wissenswertes zugetragen.“

„Was kümmert es mich, was in der Welt
vorgeht. Ich bin schon gestorben.“

„O, gnädige Frau, wie dürfen Sie so etwas
sagen! Das ist sehr unrecht. Das ist Sünde.“

So bestimmt klingt es und so unwillig, daß
Jabel sich unwillkürlich umdreht und die
Sprechende ansieht. — Ein energisches, aber
anmutiges Gesicht ist es, das die strenge Schwe-
sternhülle ihren Blick zwingend fest.

„Warum wollen Sie vom Leben nichts mehr
wissen, Frau Masumissen? Es kann doch noch
soviel Freude für Sie haben!“

„Freuden? Für mich?“ Jabel verzichtet höf-
lich den entstellten Mund.

„Für mich gibt es keine Freude mehr.“

„Vielleicht nicht das, was Sie dafür gehalten
haben, gnädige Frau. Sie werden keine Wäl-
se, keine rauschenden Feste mehr mitmachen,
Sie werden sich nicht mehr schmücken, um den
Neid anderer Frauen zu erregen und die Ver-
wunderung der Männer. Aber alles derartige
kommt ja auch für mich zum Beispiel nicht
in Frage. Glauben Sie, mein Leben wäre des-
halb arm an Freuden? Arm an leeren Ver-
gnügungen, gewiß, so wie es das Jünglein hier
wird — aber Sie können sich doch viel be-
essere, nachhaltigere Genüsse verschaffen! Ein
interessantes Buch lesen, sich an großen Künstlern
begeistern, mit klugen Menschen sich unterhal-
ten, die mehr nach innen sehen als nach außen.
Und —“ Schwester Agathe zögert ein wenig —
„ist es denn nicht auch eine Freude, eine gute,
zu Herzen gehende Predigt zu hören?“

Eine Predigt zu hören! Wie ferner Glocken-
klang schlägt es an Frau Jabel's Ohr.
Und aus verschwommenen Farben setzt sich ein
Bild zusammen — ein kleines Gotteshaus,
schlicht und doch so traulich — im Patronats-
geheimnis selbst an der Seite der Eltern, und
auf der Kanzel der Pfarrer, der Führer und
Freund ihrer Jugend, zu dem sie auffah wie zu
einem Heiligen. Was für Stunden fließen,
reinsten Glückes hatte sie dort erlebt, für ihr
bedrücktes, banges Gemüt immer einen Trost,
eine Hoffnung von dort mitgebracht.

Und plötzlich ist ihr zumute, als atme sie
wieder den Duft frischer Felder ein, den wol-
rigen Geruch aufgelockerter Erdschollen. In
dort würde sie geborgen sein, auf jenem Stiel-
der alten Heimat, das ihr noch geblieben ist
auf dem stillen Hofe oben in der Rebhänge-
Marz, den die Eichen umrauschen und wo
dessen Giebelfenster man weit über das Land
sieht bis an den grauen Streifen der Nordsee.

„Ihr schöner Besitz geht zugrunde!“ wie oft
hatte der alte Gutsnachbar ihr das geschrien.
„Ihm fehlt das Auge der Herrin — kommen
Sie selbst, um nach dem Rechten zu sehen!“

Ja, jetzt will sie kommen; sie will bei diesen
heiligen, einfachen Menschen bleiben, die har-
tlichaffen und arbeiten und denen der Kirchen-

Ein kleines Lied

Ein kleines Lied, wie geht's nur an
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Freifrau v. Ebner-Eschenbach.

besuch am Sonntag die einzige Erbauung be-
deutet. Dort kann sie vielleicht noch Gutes
wirken — dort wird ihr Leben noch einen
Zweck haben!

Sie richtet sich auf und greift nach der Hand
der Pflegerin. Ganz fest preßt sie sie zwischen
ihren Händen.

„Ich danke Ihnen, Schwester — recht von
Herzen danke ich Ihnen! Sie haben mir eine
andere Welt gezeigt, eine Welt, die auch
mir früher nicht fremd war, die ich aber über
all dem wirren, bunten Leben vergessen hatte.
Und jetzt will ich versuchen, wieder in ihr hei-
misch zu werden.“

Rätsel

KREUZWORTRÄTSEL

1	2	3	4	5	6
7					
8	9	10			11
12	13			14	
15		16	17		
18				19	
20			21	22	
23		24	25		
		26			
27					

Wörter: 1. Scherz 2. Schlichter 3. aus dem
Aller 4. Schlichter 5. Schlichter 6. Schlichter
7. Schlichter 8. Schlichter 9. Schlichter 10. Schlichter
11. Schlichter 12. Schlichter 13. Schlichter 14. Schlichter
15. Schlichter 16. Schlichter 17. Schlichter 18. Schlichter
19. Schlichter 20. Schlichter 21. Schlichter 22. Schlichter
23. Schlichter 24. Schlichter 25. Schlichter 26. Schlichter
27. Schlichter

Scherz: 1. Scherz 2. Schlichter 3. aus dem
Aller 4. Schlichter 5. Schlichter 6. Schlichter
7. Schlichter 8. Schlichter 9. Schlichter 10. Schlichter
11. Schlichter 12. Schlichter 13. Schlichter 14. Schlichter
15. Schlichter 16. Schlichter 17. Schlichter 18. Schlichter
19. Schlichter 20. Schlichter 21. Schlichter 22. Schlichter
23. Schlichter 24. Schlichter 25. Schlichter 26. Schlichter
27. Schlichter

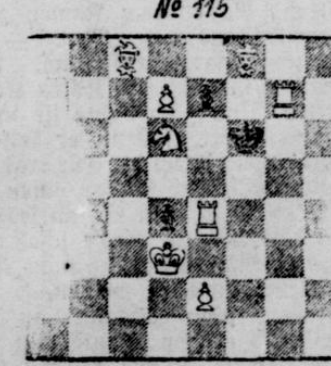
Begleitbild:



Das Bild zeigt ein verändertes Bild.

Schach:

№ 115



Zweizüger

Verantwortlich: D. Semmelmann, Altna
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altna.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 17

Samstag, 1. Mai

1926

Verklungene Wege

Schizze von Valeria Cusig.

Ueber marokkanischem Lande hängt das
Mendrot purpurrot.

Wie ein Kieselstein mit goldverbräunten
Kugeln und leuchtend roter Brust sieht eine
Wolke am glashellen Himmel. Sie verwindet
in einem bläulichen Meer, das von jäh heran-
nahender Dämmerung aufgelogen wird.

Schnell sinkt die Nacht hernieder — nur mat-
tes Glühn noch über den Felsen — jaiber
schien über dem Atlas — dann graublaue
Dunkelheit über der zerklüfteten Landschaft.
Umarmend groß steht der Mond über
dem Nil.

Hier wehen die Fahnen der Gläubigen, die
sich um Abd el Krim scharen. Seine Eiteltum-
pe besteht aus den feinsten, prachtvoll gewach-
senen Atlasberbern, die der Raib Mahmud ben
Kemal befehligt. Seine rechte Hand ist ein
Fremder. Die Gestalt dieses Fremdlings er-
reicht nicht die Größe seiner Kampfgesellen,
aber er nimmt es an Ausdauer, Angriffsmut
und kühner Verschlagenheit mit den Riffleuten
auf. Seine milchweiße Arabertrulle lenkt er mit
derselben Gewandtheit wie die Verber über die
Sengste, aber wenn es gilt, ein spanisches La-
ger auf höchstem Fels zu berennen, ist er mit
kühnster Geduld und Ausdauer. Unter dem Tro-
penhut blitzen schlagraue Augen hervor, die
Furche des Gesichtes, obwohl von afrikanischer
Sonne gebräunt, kann die Heiligkeit des Nord-
länders nicht verbergen. Sein Vangschädel ist
mit blondem Haar bedeckt.

Es ist Ewen Fehlandt, der Schwede.
So hat ihn hierher geführt? — Suchet die
Frau!

Er stammt aus einer kleinen Stadt Schwed-
ens. Ueber seinen Kinder- und Jünglings-
jahren haben zwei Sterne geleuchtet — die
Augen Helga Termeulens, des reichen Holz-
großhändlers einzige Tochter. Ewen kann sich
keiner Stunde seines Lebens erinnern, wo er
das sanfte, hellhaarige Mädchen nicht geliebt
hatte. Und Helga hatte seine Liebe erwidert.
Als ihn sein Geliebter nach England führte, ver-
losten sie sich einander. Bei seiner Rückkehr
er fand er die Braut nicht mehr vor. Ihr
Vater hatte sie an den russischen, in Finnland
anlässigen Holzhändler Woljogom, einen Ge-
schäftsfreund, verheiratet, um sich vor dem Ruin
zu retten.

Niemand hatte geahnt, daß das Haus Ter-
meulen auf so morschen Füßen gestanden. Helgas
Brief, der ihn beschwor, sie nicht zu hassen, son-
dern zu bemitleiden, hatte er nie empfangen.

Unbegrenzte Bitterkeit im Herzen verließ
er Schweden. Das Schicksal verführte ihn nach
Marokko, wo er eine weite Heimat fand. Im
Gebiet des Raib Kemal ben Murad baute er
Brunnen und erwarb sich nicht nur die Liebe
und Achtung des Fürsten, sondern der ganzen
Bevölkerung. Der Raib überschüttete ihn mit
Anerkennung, und als er starb, übernahm sein
Sohn und Erbe die Freundschaft mit Ewen
Fehlandt wie ein Verhängnis.

Auch Mahmud ben Kemal wußte die Wissen-
schaft des Europäers zu schätzen. Er ließ von
ihm den Flußlauf regeln und das trockene Land
bewässern. Auch Schüler erhielt Ewen. Er
bildete Pioniere aus, lehrte sie Wege anlegen,
Brücken schlagen und Kanäle bauen.

Jahre vergingen. Ewen wurde ein Wohl-
täter für das Nigebiet.

Als der Krieg gegen die Sidalgos entbrannte,
stellte sich Ewen dem ihm so innig verbundenen
Stamm zur Verfügung. So galt ja seine Hei-
mat zu verteidigen.

Er zeichnete sich durch vorwiegende Tapferkeit
aus. Als einer der ersten eroberte er von den
Spaniern eine Anzahl Kanonen und beschloß
mit diesen den Hafen von Tetuan. Er stürmte
ein Rasell, das zu einem bedeutenden Stütz-

punkt für die marokkanische Kriegführung war-
de, und der Raib Mahmud ben Kemal schloß mit
seinem erfolgreichsten Krieger Blutsbrüder-
schaft.

So lebte Ewen weiter unter afrikanischem
Himmel, ohne daß die Wunde vernarbte, die
ihm Europa geschlagen. Einmal war es ihm ge-
lungen, durch einen englischen Kaufmann
Kunde an Helga zu finden. Sie sollte wissen,
daß er in fernwährendem Kriege stand — sollte
bängen — sollte leiden um ihn. Denn eine
innere Stimme sagte ihm, daß sie seiner in
Sehnsucht gedachte.

Nach dem Regen

Der Abend dämmert. — Weicher Sommerregen
Tropft müd aus einer blauen Wolke nieder.
Nach Tagesgluten freudiges Benetzen
Im grünen Blattgerank, im roten Flieder.

Viel tausend Perlen hängen im Gehege,
Dem Park entsinkt ein erdiges Düften.
Pechschwarze Schnecken liegen auf dem Wege,
Libellen tanzen lustig in den Lüften.

Und goldig sinkt die Sonne, ein Karfunkel,
Hellblühend durch das blaue Grün der Bäume
Allmählich in des Abends Purpurdunkel,
Den Himmel färben violette Säume.

Schon taucht aus nebeldünnem Wolkenhülle,
Des Tages Seele, scheu der Mond, der fahle,
Es naht die Nacht, der Tod, die Lebensfülle,
Der Liebe Blut in einer Silberhülle.

Hans Benzmann.

Niemals aber kam Kunde von ihr zu ihm.
Ein weit vorgeschobener Posten der Spanier
hat nicht zurückgehen können. Von Steinwä-
len, Gräben und Drahtverhau umgeben, hielt
er sich für gesichert. Aber die pantherhaften
Verber mit Ewen an der Spitze, haben sich
herangeworfen, lautlos die kleine, todgeweihte
Schar umzingelt. Die Eingeschlossenen ahnen
noch nichts von der Gefahr, die sich ihnen, mond-
bleichem Spuk gleich, naht. Sie singen. Zwar
dämpfen sie die jungen Stimmen, aber es ist
doch vernehmbar für Ewens geübtes Ohr. Und
bei der Melodie, die er hört — die Worte ver-
steht er kaum — setzt sein Pulsschlag aus —
bebt sein im Kriegsdienst gestähltes Herz. Er
kennt das deutsche Lied — auch Helga hat es
gesungen, hat es auf ihren glücklichen Wander-
fahrten gesungen:

„Sie hat — die Treu — gebrochen...“
Sie sind von der Legion „Los extraneros“,
die da singen — Deutsche sind es — deutsche
Desperados, wie immer, wo die Riffleute auf
die gefährlichsten Stellungen der Spanier sto-
ßen.

Nur wenige von anderen Nationen sind hier
dabei.

Nur einen Augenblick hat Ewen gezögert,
überwältigt von Mitgefühl mit den Stammes-
genossen. Dann packt ihn die Pflicht. Es sind
Feinde seines Fürsten, dem er Treue geschworen
— des Blutsbrüders.

Ein halblauter, scharfer Kommandoruf, und
die Verber, Ewen voran, springen über die
Steinwälle, Gräben und Drahtverhau und er-
öffnen einen Handgranatenhaufen von unde-
schreiblicher Macht. Erschütternd geht ein Auf-
stoß zu den Legionären: „Sobre las manos“ —
„Die Hände hoch!“

Keiner folgt dem Befehl. Alle setzen sich zu
verzweifelter Wehr. Aber wie tapfer sie sich
auch verteidigen, Schuß und Stich erwidern —
die Uebermacht ist zu groß — sie erliegen. Die
auf einen werden alle niedergemacht — und
unter der bleichen Mondfahne, am Fuße eines
von Ginfen und Zwergpalmen bestandenen
Felsengewirrs ist eine der zahlreichen arabischen
Feldentrollen verklungen.

Der eine Ueberlebende ist Ewen in die Hände
gefallen. Ihm erschien der junge, schmalwan-
nige, aller Waffen beraubte Mensch ungeschät-
zig. Und als die Verber, von glühendem Haß
getrieben, ihn mit dem Bajonett niederstoßen
wollten, schützte ihn Ewen.

Der Jüngling dauerte ihn. Was mochte ihn
hergeführt, in dieses furchtbare Freilichtdrama
gezogen haben?

Ewen erbat sich diesen Gefangenen vom Raib.
Nach seinem Namen befragt, sagte er: „Man
nennt mich Stefan.“ Mehr war von ihm nicht
zu erfahren, und da es gleichgültig war, wie er
hieß und woher er kam, sorgte man nicht
weiter.

Etwas Geheimnisvolles zog Ewen zu dem
Jüngling. War es das nordische Blondhaar,
die Schürung der Lippe, der Klang der Stim-
me, die ihn fesselt, an die Heimat erinnernd,
berühmt?

Ewen wußte es nicht. Aber er nahm sich Ste-
fans weiter an. Er zog ihn in seine Nähe, bil-
dete ihn in allen Weisheiten aus, gab ihm
Unterricht in der Kriegführung. Bald fand er
voll Genugtuung, daß hier ein Mann von schnei-
er Entschlossenheit, von Mut und Ausdauer
heranreife. Und Stefan, den die Schrecken
eines dreißigjährigen Legionärs über seine
Jahre hinaus gereift hatten, entwickelte sich
im freien, ungebundenen Lagerleben schnell
zum Manne. Sein raffer Körper hielt dem
Kriegsleben stand. Bald doch er den Geler-
ten von den Felsenklippen, belaufte den Fels
unerschrocken, führte seine Wachen zum
Angriff mit einer Kühnheit und Umsicht, die
Ewen zufriedenstellte.

Noch hatte der Jüngling nichts aus seiner
Vergangenheit verstanden. Ewen fühlte,
daß jede Frage danach eine Wunde berührte.
So sorgte er nicht und ließ die Zeit wirken.
Und diese tat ihr Werk. Nach und nach wurde
der junge Fremde weicher und vertrauter in
seinem Verkehr mit Ewen. Eine heiße Zank-
barkeit wuchs in ihm zu dem Empor, der ihn
aus Todesnot gerettet und zu einem Leben voll
Tat und Ehre geführt hatte. — Die Regenzeit
hatte eingelegt. Die Kriegführung ruhte.

Es war an einem Abend im Zelt. Ewen und
sein junger Freund lagen sich gegenüber und
rauchten den Tschibuk. Stefan fühlte Ruhe
und Glück um sich gebreitet, und Herz und
Mund öffneten sich ihm. Endlich befreite er
sich von dem Geheimnis, das ihn umhüllte, gab
er Auskunft über sein Herkommen: Er war
der Sohn Stefan Woljogoms und Helga Ter-
meulens.

Bei Nennung dieser Namen hatte Ewen auf-
schreien mögen, aber die Beherrschung, unter
der er stets stand, zwang ihn zur Ruhe. Nur
sein Herz schlug in Wildheit. Es war ihm mit
einem Male klar, was ihn zu diesem Fremd-
ling gezogen hatte. Still lautete er Stefan
Erzählung. Er entwarf das Bild einer unglück-
lichen Ehe. Woljogom war dem Trunke ergeben
und von mahnfüngiger Eifersucht befallen.
Wenn er glaubte, Grund zum Mißtrauen zu
haben, sperrte er Helga ein oder schlug sie. Ein-
mal war sie dieser Hölle entflohen, aber freiwil-
lig war sie zurückgekehrt um ihrer Kinder
willen. Stefan und seiner Wachen. Um ihrer
willen deutete sie sich dem Joch. Aber Stefan
hatte nicht ruhig die Qual seiner Mutter er-
tragen. Schon als Kind hatte er sich dagegen
aufgelehnt; und nach dem Vater geschlagen,
wenn dieser die vergötterte Mutter an ihren
blonden, langen Haaren zerrte. Niemals hatte

